

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 162. 163 Bromberg, den 19. Juli 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(1. Fortsetzung.)

Das erste Kupee, das vorfuhr, war das seines ältesten Sohnes Otto, der sich selbständig etabliert und ganz am Ausgange der Köpenicker Straße, zwischen dem zur Pionierkaserne gehörigen Pontonhaus und dem Schlesischen Tor, einen Holzhof errichtet hatte, freilich von der höheren Observanz, denn es waren Farbehölzer, Fernambuk- und Campecheholz, mit denen er handelte. Seit etwa acht Jahren war er auch verheiratet. Im selben Augenblick, wo der Wagen hielt, zeigte er sich seiner jungen Frau beim Aussteigen behilflich, bot ihr verbindlich den Arm und schritt, nach Passierung des Vorgartens, auf die Freitreppe zu, die zunächst zu einem verandaartigen Vorbau der väterlichen Villa hinaufführte. Der alte Kommerzienrat stand schon in der Glastür und empfing die Kinder mit der ihm eigenen Jovialität. Gleich darauf erschien auch die Kommerzienrätin aus dem seitwärts angrenzenden und nur durch eine Portiere von dem großen Empfangssaal geschiedenen Zimmer und reichte der Schwiegertochter die Backe, während ihr Sohn Otto ihr die Hand küßte.

„Gut, daß du kommst, Helene," sagte sie mit einer glücklichen Mischung von Behaglichkeit und Ironie, worin sie, wenn sie wollte, Meisterin war. „Ich fürchtete schon, du würdest dich auch vielleicht behindert sehen."

„Ach, Mama, verzeih . . . Es war nicht bloß des Plättags halber; unsere Köchin hat zum ersten Juni gekündigt, und wenn sie kein Interesse mehr haben, so sind sie unzuverlässig; und auf Elisabeth ist nun schon gar kein Verlaß mehr. Sie ist ungeschickt bis zur Unschicklichkeit und hält die Schüsseln immer so dicht über den Schultern, besonders der Herren, als ob sie sich ausruhen wollte . . ."

Die Kommerzienrätin lächelte halb versöhnt, denn sie hörte gern dergleichen.

„. . . Und aufschieben", fuhr Helene fort, „verbot sich auch. Mr. Nelson, wie du weißt, reist schon morgen abend wieder. Übrigens ein charmanter junger Mann, der euch gefallen wird. Etwas kurz und einsilbig, vielleicht weil er nicht recht weiß, ob er sich deutsch oder englisch ausdrücken soll; aber was er sagt, ist immer gut und hat ganz die Gesetztheit und Wohlerzogenheit, die die meisten Engländer haben. Und dabei immer wie aus dem Ei gepellt. Ich habe nie solche Manschetten gesehen, und es bedrückt mich geradezu, wenn ich dann sehe, womit sich mein armer Otto behelfen muß, bloß weil man die richtigen Kräfte beim besten Willen nicht haben kann. Und so sauber wie die Manschetten, so sauber ist alles an ihm, ich meine an Mr. Nelson, auch sein Kopf und sein Haar. Wahrscheinlich, daß er es mit Honey water bürstet, oder vielleicht ist es auch bloß mit Hilfe von Shampooing."

Der so rühmlich Gekennzeichnete war der nächste, der am Gartengitter erschien und schon im Herankommen die Kommerzienrätin einigermaßen in Erstaunen setzte. Diese hatte nach der Schilderung ihrer Schwiegertochter einen Ausbund von Eleganz erwartet; statt dessen kam ein Menschenkind daher, an dem, mit Ausnahme der von der jungen Frau Treibel gerühmten Manschettenspezialität, eigentlich alles die Kritik herausforderte. Den ungebürsteten Zylinder im Nacken und reisemäßig in einem gelb- und braunquadrierten Anzuge steckend, stieg er, von links nach rechts sich wiegend, die Freitreppe herauf und grüßte mit der bekannten heimatlichen Mischung von Selbstbewußtsein und Verlegenheit. Otto ging ihm entgegen, um ihn seinen Eltern vorzustellen.

„Mr. Nelson from Liverpool — derselbe, lieber Papa, mit dem ich . . ."

„Ah, Mr. Nelson. Sehr erfreut. Mein Sohn spricht noch oft von seinen glücklichen Tagen in Liverpool und von dem Ausfluge, den er damals mit Ihnen nach Dublin und, wenn ich nicht irre, auch nach Glasgow machte. Das geht jetzt ins neunte Jahr; Sie müssen damals noch sehr jung gewesen sein."

„O nicht sehr jung, Mr. Treibel . . . about sixteen . . ."

„Nun, ich dächte doch, sechzehn . . ."

„O, sechzehn, nicht sehr jung . . . nicht für uns."

Diese Versicherungen klangen um so komischer, als Mr. Nelson auch jetzt noch wie ein Junge wirkte. Zu weiteren Betrachtungen darüber war aber keine Zeit, weil eben jetzt eine Droschke zweiter Klasse vorfuhr, der ein langer, hagerer Mann in Uniform entstieg. Er schien Auseinandersetzungen mit dem Kutscher zu haben, während deren er übrigens eine beneidenswert sichere Haltung beobachtete, und nun rückte er sich zurecht und warf die Gittertür ins Schloß. Er war in Helm und Degen; aber ehe man noch der „Schilderhäuser" auf seiner Achselklappe gewahr werden konnte, stand es für jeden mit militärischem Blick nur einigermaßen Ausgerüsteten fest, daß er seit wenigstens dreißig Jahren außer Dienst sein müsse. Denn die Grandezza, mit der er daherkam, war mehr die Steifheit eines alten, irgendeiner ganz seltenen Sekte zugehörigen Torf- oder Salzinspektors als die gute Haltung eines Offiziers. Alles gab sich mehr oder weniger automatenhaft, und der in zwei gewirbelten Spitzen auslaufende schwarze Schnurrbart wirkte nicht nur gefärbt, was er natürlich war, sondern zugleich auch wie angeklebt. Desgleichen der Henriquatre. Dabei lag sein Untergesicht im Schatten zweier vorspringenden Backenknochen. Mit der Ruhe, die sein ganzes Wesen auszeichnete, stieg er jetzt die Freitreppe hinauf und schritt auf die Kommerzienrätin zu.

„Sie haben befohlen, meine Gnädigste . . ."

„Hoch erfreut, Herr Leutnant . . ."

Inzwischen war auch der alte Treibel herangetreten und sagte: „Lieber Vogelsang, erlauben Sie mir, daß ich Sie mit den Herrschaften bekannt mache; meinen Sohn Otto kennen Sie, aber nicht seine Frau, meine liebe Schwiegertochter — Hamburgerin, wie Sie leicht erkennen werden... Und hier", und dabei schritt er auf Mr. Nelson zu, der sich mit dem inzwischen ebenfalls erschienenen Leopold Treibel gemütlich und ohne jede Rücksicht auf den Rest der Gesellschaft unterhielt, „und hier ein junger, lieber Freund unseres Hauses, Mr. Nelson from Liverpool."

Vogelsang zuckte bei dem Worte „Nelson" zusammen und schien einen Augenblick zu glauben — denn er konnte die Furcht des Gefopptwerdens nie ganz loswerden — daß man sich einen Witz mit ihm erlaube. Die ruhigen Mienen aller aber belehrten ihn bald eines Besseren, weshalb er

sich artig verbeugte und zu dem jungen Engländer sagte: „Nelson. Ein großer Name. Sehr erfreut, Mr. Nelson."

Dieser lachte dem alt und aufgesteift vor ihm stehenden Leutnant ziemlich ungeniert ins Gesicht, denn solche komische Person war ihm noch gar nicht vorgekommen. Daß er in seiner Art ebenso komisch wirkte, dieser Grad der Erkenntnis lag ihm fern. Vogelsang biß sich auf die Lippen und befestigte sich, unter dem Eindruck dieser Begegnung, in der lang gehegten Vorstellung von der Impertinenz englischer Nation. Im übrigen war jetzt der Zeitpunkt da, wo das Eintreffen immer neuer Ankömmlinge von jeder anderen Betrachtung abzog und die Sonderbarkeiten eines Engländers rasch vergessen ließ.

Einige der befreundeten Fabrikbesitzer aus der Köpenicker Straße lösten in ihren Chaisen mit niedergeschlagenem Verdeck die, wie es schien, noch immer sich besinnende Vogelsangsche Droschke rasch und beinah gewaltsam ab; dann kam Corinna samt ihrem Vetter Marcell Wedderkopp (beide zu Fuß), und schließlich fuhr Johann, der Kommerzienrat Treibelsche Kutscher, vor, und dem mit blauem Atlas ausgeschlagenen Landauer — derselbe, darin gestern die Kommerzienrätin ihren Besuch bei Corinna gemacht hatte — entstiegen zwei alte Damen, die von Johann mit ganz besonderem und beinahe überraschlichem Respekt behandelt wurden. Es erklärte sich dies aber einfach daraus, daß Treibel, gleich bei Beginn dieser ihm wichtigen und jetzt um dritthalb Jahr zurückliegenden Bekanntschaft, zu seinem Kutscher gesagt hatte: „Johann, ein für allemal, diesen Damen gegenüber immer Hut in Hand. Das andere, du verstehst mich, ist **meine** Sache." Dadurch waren die guten Manieren Johanns außer Frage gestellt. Beiden alten Damen ging Treibel jetzt bis in die Mitte des Vorgartens entgegen, und nach lebhaften Bekomplimentierungen, an denen auch die Kommerzienrätin teilnahm, stieg man wieder die Gartentreppe hinauf und trat, von der Veranda her, in den großen Empfangssalon ein, der bis dahin, weil das schöne Wetter zum Verweilen im Freien einlud, nur von wenigen betreten worden war. Fast alle kannten sich von früheren Treibelschen Diners her; nur Vogelsang und Nelson waren Fremde, was den partiellen Vorstellungsakt erneuerte.

„Darf ich Sie", wandte sich Treibel an die zuletzt erschienenen alten Damen, „mit zwei Herren bekannt machen, die mir heute zum ersten Male die Ehre ihres Besuchs geben: Leutnant Vogelsang, Präsident unseres Wahlkomitees, und Mr. Nelson from Liverpool." Man verneigte sich gegenseitig. Dann nahm Treibel Vogelsangs Arm und flüsterte diesem, ihn einigermaßen zu orientieren, zu: „Zwei Damen vom Hofe, die korpulente: Frau Majorin von Ziegenhals; die **nicht** korpulente (worin Sie mir zustimmen werden): Fräulein Edwine von Bomst."

„Merkwürdig", sagte Vogelsang. „Ich würde, die Wahrheit zu gestehen . . ."

„Eine Vertauschung der Namen für angezeigt gehalten haben. Da treffen Sie's, Vogelsang. Und es freut mich, daß Sie ein Auge für solche Dinge haben. Da bezeugt sich das alte Leutnantsblut. Ja, diese Ziegenhals; einen Meter Brustweite wird sie wohl haben, und es lassen sich allerhand Betrachtungen darüber anstellen, werden auch wohl seinerzeit angestellt worden sein. Im übrigen, es sind das so die scherzhaften Widerspiele, die das Leben erheitern. Klopstock war Dichter, und ein anderer, den ich persönlich gekannt habe, hieß Griepenkerl . . . Es trifft sich, daß uns beide Damen ersprießliche Dienste leisten können."

„Wie das? Wieso?"

„Die Ziegenhals ist eine rechte Cousine von dem Zossener Landesältesten, und ein Bruder der Bomst hat sich mit einer Pastorstochter aus der Storkower Gegend ehelich vermählt. Halbe Mésalliance, die wir ignorieren müssen, weil wir Vorteil daraus ziehen. Man muß, wie Bismarck, immer ein Dutzend Eisen im Feuer haben . . . Ah, Gott sei Dank. Johann hat den Rock gewechselt und gibt das Zeichen. Allerhöchste Zeit . . . Eine Viertelstunde warten geht: aber zehn Minuten darüber ist zuviel . . . Ohne mich ängstlich zu belauschen, ich höre, wie der Hirsch nach Wasser schreit. Bitte, Vogelsang, führen Sie meine Frau . . . Liebe Corinna, bemächtigen Sie sich Nelsons . . . Victory and Westminster Abbey: das Entern ist diesmal an Ihnen. Und nun, meine Damen . . . darf ich um Ihren Arm bitten, Frau Majorin? . . . und um den Ihren, mein gnädigstes Fräulein?"

Und die Ziegenhals am rechten, die Bomst am linken Arm, ging er auf die Flügeltür zu, die sich, während dieser seiner letzten Worte, mit einer gewissen langsamen Feierlichkeit geöffnet hatte.

Drittes Kapitel.

Das Eßzimmer entsprach genau dem vorgelegenen Empfangszimmer und hatte den Blick auf den großen, parkartigen Hintergarten mit plätscherndem Springbrunnen, ganz in der Nähe des Hauses; eine kleine Kugel stieg auf dem Wasserstrahl auf und ab, und auf dem Querholz einer zur Seite stehenden Stange saß ein Kakadu und sah, mit dem bekannten Auge voll Tiefsinn, abwechselnd auf den Strahl mit der balancierenden Kugel und dann wieder in den Eßsaal, dessen oberes Schiebefenster, der Ventilation halber, etwas herabgelassen war. Der Kronleuchter brannte schon, aber die niedrig geschraubten Flämmchen waren in der Nachmittagssonne kaum sichtbar und führten ihr schwaches Vorleben nur deshalb. weil der Kommerzienrat, um ihn selbst sprechen zu lassen, nicht liebte, „durch Manipulationen im Laternenansteckerstil in seiner Dinerstimmung gestört zu werden". Auch der bei der Gelegenheit hörbar werdende kleine Puff, den er gern als „moderierten Salutschuß" bezeichnete, konnte seine Gesamtstellung zu der Frage nicht ändern. Der Speisesaal selbst war von schöner Einfachheit: gelber Stuck, in dem einige Reliefs eingelegt waren, reizende Arbeiten von Professor Franz. Seitens der Kommerzienrätin war, als es sich um diese Ausschmückung handelte, Reinhold Begas in Vorschlag gebracht, aber von Treibel, als seinen Etat überschreitend, abgelehnt worden. „Das ist für die Zeit, wo wir Generalkonsuls sein werden . . ." — „Eine Zeit, die nie kommt", hatte Jenny geantwortet. — „Doch, doch, Jenny; Teupitz-Zossen ist die erste Staffel dazu." Er wußte, wie zweifelhaft seine Frau seiner Wahlagitation und allen sich daran knüpfenden Hoffnungen gegenüberstand, weshalb er gern durchklingen ließ, daß er von dem Baum seiner Politik auch für die weibliche Eitelkeit noch goldene Früchte zu heimsen gedenke.

Draußen setzte der Wasserstrahl sein Spiel fort. Drinnen im Saal aber, in der Mitte der Tafel, die statt der üblichen Riesenvase mit Flieder und Goldregen ein kleines Blumenparkett zeigte, saß der alte Treibel, neben sich die beiden adligen Damen, ihm gegenüber seine Frau zwischen Leutnant Vogelsang und dem ehemaligen Opernsänger Adolar Krola. Krola war seit fünfzehn Jahren Hausfreund, worauf ihm dreierlei einen gleichmäßigen Anspruch gab: sein gutes Äußere, seine gute Stimme und sein gutes Vermögen. Er hatte sich nämlich kurz vor seinem Rücktritt von der Bühne mit einer Millionärstochter verheiratet. Allgemein zugestanden war er ein sehr liebenswürdiger Mann, was er vor manchen seiner ehemaligen Kollegen ebenso sehr voraushatte wie die mehr als gesicherte Finanzlage.

Frau Jenny präsentierte sich in vollem Glanz, und ihre Herkunft aus dem kleinen Laden in der Adlerstraße war in ihrer Erscheinung bis auf den letzten Rest getilgt. Alles wirkte reich und elegant; aber die Spitzen auf dem veilchenfarbenen Brokatkleide, so viel mußte gesagt werden, taten es nicht allein, auch nicht die kleinen Brillantohrringe, die bei jeder Bewegung hin und her blitzten; nein, was ihr mehr als alles andere eine gewisse Vornehmheit lieh, war die sichere Ruhe, womit sie zwischen ihren Gästen thronte.

(Fortsetzung folgt)

Villa Serbelloni.

Skizze von **Kurt Münzer**.

Drei Seen, ein melancholischer, ein lieblicher und ein bacchantischer, treiben ihre Wellen an ein felsiges Vorgebirge. Ein grünes Eiland reckt mitten in den See einen Felshügel hoch in die italienische Bläue, eine Kuppe, aus deren Spalten Rosen, Oleander, Zypressen und schwankende Pinien blühen; Ruinen versinken unter Lorbeer und Viburnum, an Abhängen klettert der Kaktus, und Marmorbilder stehen und schauen und lächeln. In ewiger Blüte ragt die Villa Serbelloni auf, das Paradies der Schönheit. Von Como, Lecco und Colico strömen die Wasser zu ihr, drei Seen umspülen ihren Felsenfuß, und die Alpen drängen sich an die Ufer, in ihre Gärten zu schauen.

In diesen Gärten saß ich auf einer steinernen Bank an einer Balustrade, die von gelben Rosen verhängt war und den Sockel eines süßen, üppigen Fernblicks bildete, als ich aus der Villa, die heute ein internationales Hotel ist, ein junges, allen Anzeichen nach noch nicht lange verheiratetes Paar schreiten sah. Sie näherten sich schnell einer Gruppe von bequemen Korbsesseln, setzten sich nieder, warfen einen achtlosen Blick auf die blaue Vormittagslandschaft, und dann schlug er einen Detektivroman und sie einen Tauchnitz-Band auf. Sie waren im selben Augenblick in den Roman vertieft.

Ich sah sie an, wie ihre gleichgültigen, müden Gesichter sich belebten, als sie in den Roman versanken, wie ihre Augen, die so fremd und kalt über das schönste Stück Erde geblickt hatten, leuchteten und flogen und wie Dorindes Irrungen und Adolars Tugenden die Natur in die Flucht schlugen. Diese jungen Menschen lasen angesichts der Küsten, die Virgil besang und die zu besuchen noch der Schatten des Plinius sich von den Spielen der Unterirdischen losriß; an diesen Küsten vermochten sie an Lüge, Kitsch und Torheit sich zu ergötzen.

Ich stand auf und ging bergan die stillen Wege, die von Lazerten raschelten. Der Sommer duftete aus den Pflanzen, jeder Schritt war eitel Schönheit — Schönheit, die dennoch nicht für alle existierte, so sichtbar und laut sie auch war. Ist es möglich, daß Menschen, die aus dem Norden ins Paradies der Erde kommen, die einen Augenblick des Lebens an diesen Küsten atmen dürfen, etwas anderes tun als schauen, trinken, genießen? Ich weiß es wohl, sie sitzen nicht nachts an den dunklen Ufern auf kühlen Bänken und schlürfen diese laue Nacht mit allen Poren, sie geben sich nicht dem Zauber hin, den die Lichter der Küstenorte, die matten Fenster der Villen, die Sterne im Widerschein des Wassers bilden, sie hören nicht auf die Musik der müden Wellen, der Boote, die sich sehnsuchtsvoll in ihrer Leblosigkeit aneinander reiben, der leisen Ketten an den Landungsbrücken; nein, sie gehen mit ihren Romanen zu Bett, sie lesen sinn- und nutzlos, aber erregt bis in die Mitternacht, verschlafen alle silbernen Morgenfrühen und fahren fort, den Glanz des wahren Lebens zu übersehen.

So war ich auf die Höhe gekommen und saß da auf einer steinernen Brüstung und sah alle Seen zugleich. Das war Gottes künstlerischster Augenblick, als er diese Landschaft entwarf. Aber der Zorn schüttelte mein Herz, daß es Menschen gab, die lasen statt zu schauen, schliefen statt fiebernd zu wachen. Und da hielt ich auf der Höhe der Villa Serbelloni, ganz allein mit den Lazerten und der liebenden verzeihenden Sonne, eine stumme, leidenschaftliche pathetische Rede an die taube Kreatur, die als Mensch die Erde entweihte.

„Ihr Fühllosen, Dumpfen, Blinden, Armen, was bleibt ihr nicht daheim in euren vier Pfählen, statt uns die Erde zu entgöttern? Ihr schleppt ja doch euren faulen Alltag mit in die Herrlichkeit der Natur, nehmt euren Zank, eure Lektüre, eure Kleinlichkeit, Geiz, Faulheit, Trübsinn mit in das freie Land, wo ihr die Erlösung versäumt. Ihr ewigen Philister, ihr macht das Göttliche profan, das Seltene banal und das Schöne tot.

Ein gewöhnlicher Mensch hat nicht das Recht, die Natur abzulehnen. Der Bürger, der vor der Natur versagt, erklärt damit seinen geistigen, ethischen und Gemütsbankrott. Flaubert durfte die Alpen hassen, verzweifelte Briefe schreiben über die Öde und Langweile der Natur. Er war ganz Künstler, er mußte die Natur verachten, die roh und nicht nach Kunstgesetzen schafft. Ganz Stilist, mußte er sich vor der Regellosigkeit der Landschaften, dem Zufall der Konturen entsetzen. Er besaß die Beschränktheit des Genies. Die Gesetze eines Ingeniums waren der Schaffensfreiheit der Natur überlegen. Das Genie darf die Welt hassen, die ungeordnet seine eigene geordnete, einzig notwendige Welt umgibt. Gelehrte, Künstler und Liebende dürfen die Natur ablehnen, ihre Welt ist die vollkommenere. Aber der gewöhnliche Mensch, welche innere Welt hat er der äußeren entgegen zu stellen? Ihm ist die Natur das Höchste; wenn er sie ablehnt, steht er tiefer als das Tier, dem es nicht gegeben ist, ästhetisch zu empfinden.

Aber Naturliebe ist nicht einfaches Bewundern, einwandfreies Hinnehmen. Naturverständnis heißt nicht, im Grase liegen und seufzen und deklamieren. Zum wahren Genuß gehört die tiefste Erkenntnis. Natur ist unvollkommen; erst der Künstler, vom Dichter bis zum Maler, gibt ihr die einzig notwendige Form, erlöst sie vom Zufall zum Gesetz. Die Natur deutet an, entwirft, versucht, der Künstler vollendet. Und der wahrhaft Schauende hat diese gleiche Arbeit zu leisten. Er muß die Gewässer der Seen umfärben, Konturen mildern, Gegensätze steigern, er muß Berge versetzen und Alleen pflanzen, Staffagen erfinden, Wolken beschwören. Es gilt nicht, die Natur roh zu empfinden, sondern verarbeitend zu genießen. Wer nicht Schöpfer wird in der Natur, hat Natur nie genossen. Faules Schauen kommt den Kühen zu, wenn sie wiederkäuen. Der Mensch soll mit jedem Blicke wirken und gestalten. Und nur dem Betrachter gehört die Landschaft, der sie zu der Absicht ihrer Schöpfung zu vollenden vermag.

Reisen, wie es beliebt ist, fördert die Trägheit; die Faulen und Stumpfen suchen Erholung, indem sie tatenlos und gedankenlos auf Matten liegen, an blauen Ufern sitzen; sie ahnen nicht, daß Erholung nur in der Tat, in Gedanken liegt, daß Ausspannung, wie sie es nennen, ein Zustand für Tiere ist, daß die wahre Entspannung, Lösung, Befreiung von Beruf, Stadt, Ärger und Zweifeln ist: nicht ruhen im Geist, sondern schöpferisch mit der Natur arbeiten, Berggipfel erzwingen und von oben die Welt korrigieren, Wälder durchstreifen und schöner sich träumen, als Natur zu bilden vermag, Ufer umschiffen und ihre Formen idealisieren!

O dumpfe Menschenkreatur! Faules Hirn und faules Gebein! Bleib daheim in deinen vier Pfählen und lies deine Romane im behaglichen Lotterbett! Für dich stürzen keine Gletscher, wildgebäumt, vom Firn ins Tal, für dich spülen keine heiligen Seen um glückliche Vorgebirge, keine Lilienwiesen blühen für dich am Fuße der Dolomiten, und die Kirchen von Rom haben keinen Schauer für dich, kein tiefes Herzenserschrecken, die große Sphinx und die Gassen Granadas keinen Rausch für deine Seele. Ewiger Bürger, selbstgefällig, niemals gottgefällig, laß die Schönheit unentweiht. Du siehst nicht, was dein Fuß tritt, du spürst nicht, was dein Auge schaut; nur dich, dich Armseligen, empfindest du, und die ganze Welt ist dir dein Ich. Du bist dein eigener Horizont, dein eigenes All, und über dich hinaus trägt dich nicht einmal ein Wunsch. Denn du bist wie ein Tier, das mit sich selbst zufrieden ist und die Welt nimmt, wie sie steht."

Und nachdem ich also mein Herz in solcher Rede vom trüben Zorn gereinigt hatte, sah ich um mich und schuf, was war, zum Ideal. Und das beginnt mit Schweigen.

Lokapalas seidene Schnur.

Weiße Frauen als Opfer eines annamitischen Geheimkults.

Von Herbert Elvers.

Vor einigen Wochen hielt eines Mittags vor dem Hause des Rechtsanwalts Hodoyer zu Lyon ein Kraftwagen. Die einzige Insassin begab sich ins Haus, fragte nach Frau Hodoyer und berichtete dieser, ihr Gatte habe einen ernsten Unfall erlitten und liege im Krankenhaus. Die Unbekannte erbot sich, die tief Erschrockene in ihrem Wagen dorthin zu bringen. Frau Hodoyer zögerte nicht, das Anerbieten anzunehmen, stieg in den Wagen und wurde von diesem Augenblick an nicht mehr, wenigstens nicht mehr lebend, gesehen. Ihr Mann war abends bei seiner Heimkehr aus dem Bureau von dem Vorfall sehr überrascht, da er nicht den leisesten Unfall erlitten hatte. Als Stunde auf Stunde verstrich, ohne daß seine Frau sich einfand, wurde Herr Hodoyer unruhig und benachrichtigte die Polizei, die der Angelegenheit allerdings keine Bedeutung beilegte. In einer Großstadt wie Lyon verschwinden häufiger schöne Frauen, um nach mehr oder weniger langer Zeit wieder aufzutauchen.

Mehrere Wochen vergingen, von Frau Hodoyer war keine Spur gefunden. Da durcheilte eines Tages die Nachricht die Stadt, in der unweit fließenden Rhone sei der Leichnam einer jungen Frau aufgefischt worden. Die Tote, die seltsamerweise außer einer dünnen seidenen Schnur um den Hals nicht die geringste Bekleidung trug, wurde alsbald als die vermißte Frau Hodoyer festgestellt. Die Frage, ob Unfall, Selbstmord oder Verbrechen vorlag, blieb zunächst offen. Zum Selbstmord hatte kein ersichtlicher Grund bestanden, auch zeigte die Autopsie, daß die Tote nicht ertrunken war, wenn auch die wahre Todesursache sich eigenartigerweise zunächst nicht ermitteln ließ. Der Körper wies nicht die leiseste Spur einer Verletzung auf. Erst eine von einem aus Paris herbeigeholten Arzt vorgenommene zweite Leichenschau ergab, daß die Wirbelsäule der Toten dicht unter dem Genick gebrochen war. Wie dies ohne weitere äußere Spuren hatte geschehen können, blieb ein Rätsel. Man hoffte nun dieses mit Hilfe der am Halse der Toten gefundenen seidenen Schnur zu lösen und sandte sie zwecks Untersuchung nach Paris. Nach 14 Tagen kam sie zurück, gerade in dem Augenblick, wo man wieder eine nackte Frauenleiche aus der Rhone gezogen hatte. Auch diese trug die seidene Schnur um den Hals! Dieser Umstand in Verbindung mit dem Bericht des Sachverständigen brachte die Lyoner Polizei der Lösung des Rätsels wesentlich näher. In Paris war festgestellt, daß derartige seidene Schnuren bei einer annamitischen Geheimgesellschaft eine Rolle spielten. Näheres wußte man allerdings nicht. Annamiten gibt es dank der Beziehungen Frankreichs zu Hinterindien auch in Lyon, wo sie sogar einen eigenen Tempel besitzen. Ganz offenbar waren die beiden Frauen ihre Opfer geworden.

Weitere Nachforschungen ergaben, daß Frau Hodoyer ihren ahnungslosen Mann bereits seit zwei Jahren mit einem gewissen Kao-Danwar betrogen hatte, der, nach außen hin nur ein kleiner Bankangestellter, im annamitischen Tempel die Würde des Oberpriesters bekleidete. Es war klar, daß er zum Tode mindestens seiner Geliebten in Beziehung stehen mußte. Der Tempel wurde sofort umstellt und bis in die letzten Winkel durchsucht. Seltsame, furchtbar anzuschauende Götzenbilder glotzten die Eindringlinge an. In der Mitte stand der Altar des Gottes Lokapala, ein langer, polierter Steinblock. Chinesische Inschriften bedeckten die Wände. Von den Tempeldienern wollte niemand Frau Hodoyer kennen, nach ihren Angaben bestand der Gottesdienst aus Gebeten, Gesang und Predigt. Ein Nachweis, daß hier irgend ein Verbrechen begangen sei, ließ sich nicht führen; immerhin schien es auffällig, daß Kao-Danwar, der Oberpriester, gerade zur Zeit der Durchsuchung, offenbar gewarnt, unter einem Vorwand seine Bank verlassen hatte und seitdem verschwunden war.

Das Verbrechen hätte sich wohl nie aufgeklärt, wäre nicht einem der Kriminalbeamten eine alte, vergilbte Pergamentrolle mit chinesischen Schriftzeichen aufgefallen. Die Tempeldiener erklärten sie für ein heiliges Buch in einer nur den höheren Priestern bekannten Schrift und Sprache. Man wollte das Dokument schon zurücklassen, da es unwahrscheinlich schien, daß so ein altes Schriftstück mit einem Verbrechen der Jetztzeit etwas zu tun haben könne. Schließlich entschloß man sich aber doch, die Rolle zur Entzifferung nach Paris zu schicken. Und in der Tat hatte man hier den Schlüssel zu dem Geheimnis gefunden. Die Rolle enthielt eine Art Satzung der Geheimgesellschaft mit einer genauen Beschreibung der religiösen Zeremonien zu Ehren des Gottes Lokapala. Diese verlangten von Zeit zu Zeit die „blutlose" Opferung einer jungen Frau. Die Rolle gab genau mit allen fürchterlichen Einzelheiten an, wie mittels einer seidenen Schnur, durch welche den Unglücklichen das Genick gebrochen wurde, ohne daß ein Tropfen Blut floß, das Opfer zu vollziehen sei.

Das Geheimnis war damit enthüllt. Es lag auf der Hand, daß Kao-Danwar seine Geliebte, deren er überdrüssig geworden sein mochte, wahrscheinlich mit eigener Hand dem furchtbaren Götzen geopfert hatte. Aber damit mußte man sich begnügen. Bis heute ist es nicht gelungen, des Verbrechers habhaft zu werden.

———



Bunte Chronik



* **Auswandererheimkehr nach 260 Jahren.** Neunhundert Schweden kehren nach 260 Jahren vom Schwarzen Meer wieder in ihre Heimat am Baltischen Meer zurück. So alte Leute gibt es auf der Welt? Als Einzelpersönlichkeiten nicht, wohl aber als rein erhaltene nationale Familien. Die Vorfahren der Neunhundert siedelten sich 1670 in Dagö in Estland an. Damals gehörten die baltischen Lande noch zu Schweden. Aber 1721 wurde dieses Gebiet den Schweden von den Russen abgenommen. Nun büßten die freien, unabhängigen schwedischen Bauern auch ihre Selbständigkeit ein und gerieten in die Leibeigenschaft russischer Großgrundbesitzer. Das Leben von sechzig Jahren in der Sklaverei vermochte in den schwedischen Bauernfamilien den Grimm und den Widerstand gegen das Unrecht der Versklavung nicht auszulöschen. Die Kaiserin Katharina aber, die sich der Stimmung dieser schwedischen Bauern wohl verwandt gefühlt hat, gab ihnen die Freiheit zurück. Aber nicht ihr Land. Das blieb auf Grund wohlerworbener Rechte den russischen Grundbesitzern. Den Bauern blieb überhaupt keine andere Wahl als die: Land oder Freiheit. Da sie die Freiheit wählten, befahl der Grundbesitzer die Preisgabe der von ihnen bewohnten Häuser und des von ihnen Generationen hindurch bearbeiteten Landes an. Unter Begleitung von Kosaken kamen die schwedischen Bauern in unendlich langem Fußmarsch durch das ganze Rußland in den Bereich von Cherson am Schwarzen Meer. Neun Monate dauerte die Reise, und sie forderte zahlreiche Opfer. Aber 200 Leute siedelten sich doch auf dem Gebiete an, das Katharina den Türken abgenommen hatte. Heute sind es wieder neunhundert geworden. Ihre Sprache, ihr Glaube, ihre Sitten sind schwedisch geblieben, so rein, wie sie sich in der langen Zeit in Schweden selbst erhalten. 260 Jahre sind spurlos an ihnen vorübergegangen. Der Bolschewismus erst hat ihnen das Leben in Rußland endgültig verleidet. Ihr Ruf an die Regierung der alten Heimat und an ihre Bevölkerung, ihnen die Heimkehr zu ermöglichen, ist nicht vergeblich gewesen. Neunhundert Schweden reisen jetzt unter Preisgabe ihrer Existenzgrundlagen in Rußland über Rumänien und später durch Deutschland über Saßnitz nach der niemals vergessenen Heimat zurück. Durch einen Nationalfond von rund zwei Millionen Mark ist ihnen die Ansiedlung auf schwedischem Grund und Boden bei Kristianstadt in Südschweden ermöglicht worden.

*

* **Babies mit Reisepässen.** Mit einem großen Dampfer einer englischen Linie sind vor einiger Zeit zwei Reisende in Liverpool von Amerika eingetroffen, die wohl die jüngsten Personen sein dürften, die bis jetzt den Atlantik mit einem richtigen Reisepaß gekreuzt haben. Es ist ein vier Monate altes Zwillingspaar Daniel und William O'Brien, welche die lange Reise von Boston nach Liverpool unter der Obhut einer Stewardeß gemacht haben. Der für die Überfahrt notwendige Paß wurde in Washington vom Staatsdepartement für Daniel O'Brien, Bürger der Vereinigten Staaten, ausgestellt, der in Begleitung seines jüngeren Bruders William nach Europa reist. Sehr niedlich sind auch die Paßbilder, auf denen der Paßinhaber Daniel fest schlafend aufgenommen ist, während William mit halboffenen Augen in die Welt blinzelt. Die beiden Kleinen sind die Kinder eines nach Amerika ausgewanderten englischen Ingenieurs James O'Brien aus Waterford. Er verheiratete sich in Amerika, hatte aber das Unglück, seine Frau bei der Geburt dieser beiden Kleinen zu verlieren. Er sandte sie daher nach Europa zu ihrer Großmutter, wo sie zunächst erzogen werden sollen. Die beiden hübschen Kleinen, welche während der Überfahrt von allen Passagieren verhätschelt worden waren, wurden denn auch in Liverpool ihrer Großmutter nach Vorlage der notwendigen Beweispapiere übergeben.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.